Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspeditoren und bei der Expedition der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt VI, 3394. Expedition: Amt VI, 3248.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,25 für die viergespaltene Petitreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 53. [46. Jahrgang.] Sonntag den 3. März 1907. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [46. Jahrgang.] Nr. 53.

Berlin, den 2. März.

Wochen-Rundschau.

Die Durchführung der Beschlüsse der Algeciras-Konferenz hat in jüngster Zeit wesentliche Fortschritte gemacht. Von den Vertretern der Mächte in Tanger sind im Einvernehmen mit den Delegierten des Sultans von Marokko drei Kommissionen gebildet worden, die sich mit der Durchführung der verschiedene Gebiete behandelnden Bestimmungen der Algeciras-Akte zu beschäftigen haben werden. Inzwischen ist zwischen Frankreich und Spanien auch eine Verständigung hinsichtlich der Ausübung der Polizeigewalt in den acht Hafenorten erzielt worden. Gleichzeitig hat der Sultan die Ernennung des schweizerischen Obersten Armin Müller zum Generalinspektor der marokkanischen Polizei genehmigt; Oberst Müller wird bereits am 10. d. M. in Tanger erwartet. Schließlich ist zu erwähnen, daß sich in Paris der Verwaltungsrat der marokkanischen Staatsbank konstituiert hat; dem Verwaltungsrat gehört als einer der drei Vizepräsidenten Herr Fischel-Berlin an. Man darf sich hiernach der Hoffnung hingeben, daß die auf Grund der Algeciras-Akte geschaffenen Einrichtungen zur Hebung der öffentlichen Verhältnisse in Marokko in nicht ferner Zeit ihre Wirksamkeit werden aufnehmen können.

Die erschütternde Katastrophe an der niederländischen Küste, der zahlreiche an Bord des Dampfers Berlin befindliche Reisende zum Opfer gefallen sind, hat tiefe Regungen menschlichen Gemeinbewußtseins geweckt, die über die Erinnerung an das furchtbare Ereignis einen Schleier versöhnenden Trostes breiten. Unter der anspornenden Führung des Prinzen Heinrich der Niederlande hat die Mannschaft des Rettungsbootes, der eigenen schweren Lebensgefahr nicht achtend, ihr Rettungswerk unternommen und eine größere Anzahl bereits verloren gegebener Menschenleben in Sicherheit gebracht. Allenthalben äußerte sich neben der Bewunderung für diese Tat ein inniges Mitgefühl für die Opfer der Katastrophe und deren Hinterbliebene in überaus warmer Weise. Dankbar hat man in Deutschland diese Beweise der herzlichen Teilnahme an dem Schicksal zahlreicher deutscher Familien zur Kenntnis genommen und weiß es hoch einzuschätzen, daß die französische Regierung in der staatlich unterstützten Comédie-Française eine Vorstellung veranstalten läßt, deren Erträgnis an die Hinterbliebenen der umgekommenen deutschen Opernsänger und Choristen verteilt werden soll. Dieser hochherzige Entschluß wird in Deutschland seiner ganzen Bedeutung nach gewürdigt werden.

Bei verschiedenen früheren Anlässen haben wir Gelegenheit genommen, auf die von gewissen englischen Blättern gefliissentlich betriebene Hetze zwischen Deutschland und England hinzuweisen. Die Handlangerdienste wurden bei diesem Bemühen von den Berliner Korrespondenten der betreffenden Organe geleistet, die ihre Aufgabe darin suchten, jede unfreundliche Aeußerung irgend eines deutschen Blattes, und sei es des politisch bedeutungslosesten, mit größter Beschleunigung nach England zu übermitteln, um jenseits des Kanals unfreundliche Stimmungen gegen Deutschland zu nähren. Um so mehr freuen wir uns, in der Westminster Gazette ein Zeugnis dafür zu finden, daß es in England nicht an Männern fehlt, die dem Treiben der Hetzer entgegengewirkt bestrebt sind. Das genannte hervorragende Organ veröffentlicht eine Zuschrift aus dem Leserkreise, in der aus Gustav Frenssens Peter Moores Fahrt nach Südwest die bekannte Stelle wiedergegeben wird, wo Frenssen einen deutschen Seeoffizier beim Passieren des Transportschiffes an der englischen Küste sich in überaus sympathischen Worten über die englische Nation äußern läßt. Der Einsender bemerkt dazu, dieser vornehme Tribut der Achtung, den der größte lebende Novellist Deutschlands England zolle, müßte den weitesten Kreisen in England bekannt werden, die sonst überwiegend ungünstige Aeußerungen aus Deutschland zu hören bekämen. Wir können nur wünschen, daß das englische Volk häufiger von den eigenen Landsleuten darüber aufgeklärt würde, wie falsch es vielfach über Deutschland unterrichtet wird.

In Wien sind die neuen Ausgleichsverhandlungen zwischen Oesterreich und Ungarn aufgenommen worden. Wenn man sich die lebhaften Kämpfe gegenwärtig hält, die seit Jahren zwischen den beiden Reichshälften um die wirtschaftlichen Beziehungen zu einander ausgefochten worden sind, so wird man leicht erkennen, daß es sich um Auseinandersetzungen von großer Tragweite handelt, die vom österreichischen Standpunkt in einem Artikel des Wiener Fremdenblattes in folgender Weise beleuchtet wird: „Die Ausgleichskonferenzen, die morgen zwischen den Regierungen Oesterreichs und Ungarns anheben, sollen die Entscheidung herbeiführen, sie sollen für die beiden Staaten Form und Inhalt ihrer künftigen wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmen. Verhandlungen also von hoher Bedeutung für die nationalökonomische Entwicklung unserer Monarchie, in denen tatsächliche Verhältnisse, nüchterne Ziffernzusammenstellungen das Wort haben werden. Die zwei großen wirtschaftlichen Organismen, die bisher in innigster organischer Verbindung und Wechselwirkung gestanden, sehen sich veranlaßt, aufs neue die Normen ihres Verhältnisses und Verkehrs festzustellen, hier müssen parteipolitische Stimmungen und Wünsche verstummen, und nur pflichtmäßige sachliche Erwägung von Vorteil und Nachteil für das staatliche Gedeihen muß den Ausschlag geben. Beide Staaten sehen auf ein Jahrzehnt arger politischer Wirrnisse zurück, die nicht ohne empfindlichen Rückschlag bezüglich der wirtschaftlichen Dinge geblieben; wenn nun in diesen Tagen der ernste Wunsch rege geworden, daß die zu erzielende Neuordnung einen längeren Zeitraum umspannen soll, ist die Berechtigung dieses Postulats leicht zu erweisen. In Oesterreich wie in Ungarn wird die Geschäftswelt es frohbegrüßen, wenn durch einen langfristigen Ausgleich die Bürgschaft für eine Kontinuität der beiderseitigen Beziehungen kodifiziert wird. Das Ansehen der Monarchie wird dadurch nach außen hin gestärkt, wenn endlich für eine längere Dauer jene quälende Ungewißheit bezüglich neuer kommender Verhandlungen aus den politischen und kommerziellen Konjunkturen verschwindet. Auch wird angesichts solcher handelspolitischer Gewißheit die Unternehmungslust kräftiger pulsieren, denn es ergeben sich durch sie Perspektiven, wie sie ein kurzfristiges Abkommen nicht zu bieten vermag. So darf der Ruf nach einem Ausgleich von längerer Dauer als ein Leitmotiv bezeichnet werden, das den Interessen beider Staaten entspräche; keineswegs denen Oesterreichs allein, den Anwurf eines einseitigen Egoismus kann Oesterreich mit vollstem Recht als unbegründet von sich weisen. Machen sich jenseits der Leitha separatistische Tendenzen in solcher Stärke geltend, daß sie von der Erwägung wirtschaftlicher Vorteile nicht siegreich überwunden werden können, dann wird man auch hier nicht weiter auf dieser Auffassung beharren und sicherlich sich nicht jhr zuliebe etwaigen unabsehbaren Opfern aussetzen. Der Wunsch, daß Oesterreich bezüglich des Ausgleiches heg, ist schon wiederholt zum Ausdruck gelangt und wird nun abermals durch seine Regierung vertreten werden: unser Staatswesen verlangt loyales Abkommen. Wir sind uns der innigen Beziehung, die Oesterreich und Ungarn verknüpfen, bewußt, und wir sind der Ueberzeugung, daß sie nicht unversehens gelöst werden können. Sie werden jedenfalls einer rechtlichen Form bedürfen, und notwendigerweise wird die klarste und präziseste Ausgestaltung im Auge behalten werden müssen; die Möglichkeit verschiedener Auslegungen und unsicherer Auffassung, die Möglichkeit höher Differenzen in der praktischen Anwendung ist sorglich fernzuhalten. Ob die zu findende Rechtsform einen Vertrag oder ein Bündnis darstellen soll und wird, darüber mögen die Verhandlungen entscheiden; auf dieses formale Moment wird wohl nicht das stärkste Gewicht und auch nicht der höchste Wert gelegt werden, allerdings soll jedoch hier darauf hingewiesen sein, daß die bisherige Entwicklung der Ausgleichsangelegenheit keinen schlagenden Grund, die Form eines Bündnisses aufzugeben, gezeitigt hat. Grund nochmals sei betont, daß sicherlich die Haltung der österreichischen Regierung durch keine Fremdeinflüsse nicht bestimmt wird. Oesterreich bedarf einer Klarlegung der Ausgleichsmöglichkeiten, es wünscht einen loyalen Ausgleich; kann jedoch ein solcher nicht erreicht werden, dann muß es auch mit dieser Möglichkeit rechnen, von einem Ausgleich, der um jeden Preis erzielt werden müßte, darf keine Rede sein, seine wirtschaftliche Entwicklung ist kräftig genug, zum mindesten so kräftig, wie jene Ungarns, um die Folgen einer Zollkrieges zu ertragen. Aber sicherer Tatsachen bedarf unsere Regierung, sie wird in den morgen beginnenden Konferenzen feststellen können, welche Form eines Ausgleiches sich darbietet, welchen Inhalt er haben kann. Daraus wird dann für unser Staatswesen die Entscheidung heraureifen, ob es sich für eine Zollkrieges zu rüsten hat, oder ob, wie hierzulande gewiß gewünscht wird, die Annahme der dargebotenen Möglichkeiten zur Begründung eines neuen, festen und gedeihlichen Verkehrs führen wird.“

Die Wahlen für die russische Reichsduma sind abermals eine Verstärkung der linken Oppositionsparteien gebracht. Aus dem Ergebnis der Wahlen ist von den Korrespondenten einiger westeuropäischer, darunter auch deutscher Blätter der Schluß gezogen worden, daß infolge des Ausfalles der Wahlen die Stellung des Ministerpräsidenten Stolypin erschüttert sei, und der Rücktritt des ganzen Ministeriums bevorstehe. Obwohl die russische Regierung amtlich und halbamtlich solchen Behauptungen wiederholt entschieden entgegengetreten ist, tauchen die gleichen Gerüchte immer von neuem auf. Demgegenüber wird von bestunterrichteter russischer Seite nochmals mit aller Entschiedenheit betont, daß die Stellung Stolypins durch die Wahlen keineswegs erschüttert sei, daß man vielmehr in russischen Regierungskreisen auf das bestimmteste auf ein ersprießliches Zusammenarbeiten mit der Reichsduma hofft. Der einzige Zweck der gegenteiligen Behauptungen sei der, Unruhe zu stiften. Bezeichnend für die Art, wie die sozialdemokratische Presse durch Verbreitung von Schwindelnachrichten ihrem Unmut darüber Ausdruck gibt, daß die Zeit noch immer nicht anbrechen will, von der Rosa Luxemburg in holdseliger Begeisterung schwärmte, als sie ausrief, es sei eine Lust zu leben, ist eine im Vorwärts vor einiger Zeit erschienene Erzählung, wonach der Gouverneur von Riga Baron Möller-Sakomelski eine ganze Gruppe von „Kursistinnen“ (Studentinnen) verhaften ließ und, um sie zu Aussagen zu zwingen, den furchtbarsten Qualen unterwarf. Die Ueberschrift des Berichts lautete: „Frauen auf der Folterbank“. Dazu wird uns aus Riga geschrieben: „Von absolut sicherer Stelle wird festgestellt, daß diese Erzählung ein vollständiges Lügenmärchen ist, und daß sich nicht einmal ein Vorgang ermitteln läßt, der durch Verbreitung oder Uebertreibung von dem Gewährsmann des Vorwärts zu seinem Märchen aufgebauscht sein könnte. Der ganze Bericht ist einfach aus den Fingern gesogen, was schon aus der Tatsache hervorgeht, daß es in Riga gar keine Studentinnen gibt. Dieses Mal ist das Lügengemebe deshalb besonders charakteristisch, weil es einen Regierungsbeamten betrifft, der gerade im Lande durch sein ausgeprägtes Rechtsgefühl die größte Achtung genießt. Aber dieses Rechtsgefühl ist gerade den Elementen, die Feinde jeder Ordnung in einem Lande sind und nur alles zerstören wollen, ein Dorn im Auge; am meisten sind sie gegen diesen Mann verbost, weil er mit eiserner Strenge und im Rahmen der Gesetze ohne Willkür gegen die Revolutionäre vorgeht und auch in kurzer Zeit mit Hilfe der eigenen Bevölkerung eine Verbrüderung der Ostseeprovinzen erreicht hat, wofür ihm die meisten Kreise nur dankbar sind. Freilich paßt ein solcher Mann den Gewährsmännern des Vorwärts nicht, und sie greifen nun, um ihn in Mißkredit zu bringen, zu den plumpen Märchen von Foltern und Schreckenskammern. Die deutsche St. Petersburger Zeitung fragt unter Bezugnahme auf dieses Kursistinnenmärchen ziemlich boshaft, ob man nicht nächstens im Auslande verbreiten werde, daß in den Ostseeprovinzen die Möbse bei Mondschein mit lebendigen jungen Revolutionärinnen gefüttert würden. Der Vorwärts würde es schon verbreiten!“ — Wir geben diese Zuschrift wieder, weil sie die Methode deutlich kennzeichnet, die die sozialdemokratische Presse anwendet, um ihre Leser völliger politischer Verblödung entgegenzuführen.

Zwei Karrieren.

Von Paul Klinger.

[Nachdruck verboten.]

Sie waren Schulfreundinnen, die große üppige Blondine und die kleine schmächtige Brünette. Das Mädchen aus armem Hause mit den Prätensionen einer Prinzessin und die Tochter wohlhabender Leute, die still und in sich gekehrt alle Welt ihrer Existenz wegen um Entschuldigung zu bitten schien. Mia mit den lachenden grauen Augen, in denen ein egoistischer Glückshunger seine drohende Fackel aufsteckte; Lydia, die schwermütige Träumerin, die ihrer Erlösung zagend entgegenhoffte, wie eine Verzauberte im Märchen.

Fast zu gleicher Zeit hatten die Freier sich eingestellt. In der kleinen ostpreußischen Provinzstadt gab es immer einen flotten Umsatz auf dem jährlichen Heiratsmarkt. Nur ein schweres körperliches Gebrechen garantierte den jungen Damen, daß sie unvermählt über die Grenze der Zwanzig hinauskamen. Mia und Lydia galten als die schönsten Mädchen des Ortes. Niemanden nahm es wunder, daß sie die besten Partieen machten. Der Zahnarzt führte Mia heim, der Rechtsanwalt Lydia.

„Ueberes Kreuz wär's besser“, sagte die alte Muhme Mareike, die im Ruf stand, alle glücklichen Ereignisse zu verunken. Aber nur im Herzen der stillen Lydia fand ihr Bedenken ein verständnisvolles Echo. Nicht, daß sie zu dem Bräutigam Mias sich mehr hingezogen gefühlt hätte, als zu ihrem eigenen. Aber Angst hatte sie vor dem Rechtsanwalt, eine unerklärliche, instinktive Angst, obwohl er sie mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten überschüttete. War es ihre Bescheidenheit, die ihr Zweifel daran erweckte, daß dieser schöne und stolze Mann an ihrer unbedeutenden Person ein Genügen finden konnte? War es die leidige Gewöhnung, Personen und Dingen auf den Grund zu gehen, gleichsam in mühsamer Arbeit den Firnis abzukratzen? Lydia konnte und wollte sich keine Rechenschaft darüber geben. Sie bangte vor dieser Ehe, wie ein Kind vor dem großen Wald, den es durchwandern soll.

Manchmal, wenn sie des aufdringlichen Jubels Zeuge wurde, mit dem die blonde Mia ihr bräutliches Glück hinausschrie, hielt sie ihrem zaghaften Herzen ein ernstes Privatissimum und endete mit dem Vorsatz, der Freundin es nachzutun. Aber jeder Versuch ihrer schüchternen Seele, zu so heiterem Flug anzuspornen, scheiterte kläglich an der angeborenen Schwerblütigkeit.

Als man sie zum Altar führte, war es ihr, als ginge es zu einer Operation auf Tod und Leben. Sie war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die scheuen braunen Augen irrten hülfeflehend umher.

Alle trüben Ahnungen Lydias erfüllten sich in dieser gefürchteten Ehe. Der aufmerksame und liebevolle Bräutigam verwandelte sich in einen brutalen, rücksichtslosen Gatten. Sie war nichts weiter als die Hüterin seines Hauses und der Spielball seiner Launen. Nicht eine einzige Unsitte seines Junggesellenlebens brachte er ihr zum Opfer, während er herrlich eine völlige Selbstentäußerung von ihr forderte. Auch als Mutter seiner Kinder schien sie noch keinen Anspruch auf seine Achtung zu haben. Es geschah nicht selten, daß sein choleriches Temperament ihn dazu hinriß, die Hand gegen Lydia zu erheben. Sie duldete alles. Niemals vermochte sie es über sich, gegen dritte Personen von den schrecklichen Demütigungen zu sprechen, denen sie täglich ausgesetzt war. Bis ins Mark zerbrochen, ließ sie jegliches Ungemach über sich ergehen und wehrte sich nicht einmal, als der Rechtsanwalt ihr eingebrachtes Vermögen in wüsten Ausschweifungen verpraßte.

Während die Gevatterschaft der Stadt Lydias Aschenbrödelposten beklagte, sorgte die temperamentvolle Mia für fröhlicheren Gesprächsstoff. Sie ruinierte den verliebten, bis zum Verbrechen gutmütigen Zahnarzt mit ihren übertriebenen Lebensansprüchen, kokettierte mit jedermann und beanspruchte, auch noch als vierfache Mama, erstaunliche Freiheiten. Auch in Lydias Einsamkeit drangen die Gerüchte. Die unglückliche, verschüchterte Frau fühlte in sich eine staunende Bewunderung für die maßlose Selbstständigkeit der Freundin anwachsen; und als endlich die Unerträglichkeit ihres Lebens zäh darauf bestand, ihr einen Entschluß abzutrotzen, war es die starke Mia, bei der Lydia sich Rat holte.

„Wie bleich und verhärmt Du aussiehst, arme Kleine!“ bedauerte die rotbäckige Blondine.

„Es ist eine bitterernste Sache, um derentwegen ich zu Dir komme“, leitete Lydia vorsichtig ein.

„Immer heraus damit. Wenn man herzhaft zupackt, stellt sich alles viel unbedenklicher heraus.“

„Ich habe — ich bin —“ die arme Frau stotterte und fand den Mut nicht, das Ungeheuerliche zu sagen.

Mia, der Schalk, lachte hell auf.

„Du hast — Du bist —? Vor mir brauchst Du Dich doch nicht zu fürchten, Kleine, — ich freef' Dich nicht!“

Lydia holte tief Atem und riß wie eine Ertrinkende die Augen auf.

„Ich will fortgehen, — ich muß fortgehen —!“

Die Freundin hat gar nicht überrascht. Sie beobachtete eine Minute lang sehr aufmerksam ihre Fußspitze, die unter dem Saum ihres eleganten Morgenkleids hervorguckte, und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte.

„Das ist sehr vernünftig“, stimmte sie dann zu, — „ich werde es auch tun.“

„Du —?!“ rief Lydia ungläubig.

„Warum sollte ich hinter Dir zurückstehen? —“

„Aber — ich bitte Dich — mein Mann haßt mich, schlägt mich, erniedrigt mich —“

„Na ja —?!“

„Der Deine trägt Dich auf Händen, betet Dich an —“

„Und dabei noch an!“ unterbrach Mia; „das ist ebenso unerträglich. Nein, wie komisch, daß Du kommen mußtest, Du gerade: um mich auf diesen Gedanken zu bringen!“

„Einer von Deinen schlechten Scherzen —“ suchte Lydia einzulenken.

„Nein, — ganz und gar nicht. Ich hab' es gründlich satt, in diesem Nest zu verkümmern. Das ist ja alles nur ein Surrogat des Lebens. Diese lächerlichen kleinen Dummheiten, mit denen man sich hier das frostige Gerippe seines Daseins aufputzt — lohnen sie etwa der Mühe? Daß diese Banausen über meine Extravaganzen die Nasen rümpfen und hämische Witze reißen, — glaubst Du, das genügte meinem Ehrgeiz?“

„Aber mein Gott!“ — Lydia war dieser Frivolität gegenüber ganz fassungslos, — „das alles ist doch kein Grund —“

„Es ist Sache des Temperaments, liebe Kleine“, begütigte Mia lächelnd, „unsere Handlungen zu motivieren. Ich habe nur eine Sehnsucht: mich auszuleben. Ich kenne nur ein Gesetz: dieser Sehnsucht zu folgen.“

„Das wird Dir kein Glück bringen“, warnte die Freundin. „Und Deine Kinder?“

„Und Deine Kinder?“ gab Mia ihr die Frage zurück.

„Ich werde meinen Mann bitten, sie nur so lange zu behalten, bis ich mir eine Existenz geschaffen habe.“

„Und ich rechne damit, daß sie mich ein wenig früher vergessen werden, als es sonst üblich ist.“

„Du bist herzlos“, sagte Lydia. Es schmerzte sie tief, dieser Frau sich anvertraut zu haben, und sie ging mit dem Wunsch, ihr nie wieder zu begegnen.

— — — — — — — —

Drei Jahre lang führte Lydia unter Not und Entbehrungen und mit Aufbietung all ihrer schwachen Kräfte einen aufreibenden Kampf. Der Rechtsanwalt hatte keinen Widerspruch erhoben. Er war froh gewesen, die „Tränenfuse“ los zu werden. Im beiderseitigen Einverständnis hatte er die Ehescheidungsklage wegen böswilligen Verlassens gegen sie angestrengt, — ein etwas langwieriges Verfahren, das aber doch endlich ans Ziel geführt hatte. Inzwischen hatte Lydia die kleine Summe ihrer Ersparnisse daran gewendet, ihre dilettantischen Fertigkeiten im Photographieren in einem der vornehmsten Ateliers ausbilden zu lassen. Ein feiner Sinn für das Malerische hatte sie dabei in erstaunlich sicherer Weise bei ihr entwickelt, und es war ihr allmählich gelungen, hauptsächlich ihr Portrait eine Vollendung zu erreichen, die ihr einen gewissen Ruf begründete. Ihr Wunsch, ein eigenes Atelier zu eröffnen, hatte sich aber erst in allerletzter Zeit mit Hilfe eines spekulativen Geldmanns realisieren lassen. Und da zeigte es sich denn bald, daß diese Verbindung ihr so schwere Verpflichtungen auferlegte, daß Lydia recht eigentlich die Hörige ihres stillen Partners war; das bis zur Erschöpfung ausgenützte Arbeitstier, dem kaum die notwendige Nahrung von seinem egoistischen Herrn gewährt wird.

Diese drei Jahre hatten alle Reize der Jugend und Schönheit grausam verwischt. Sie waren über die arme Frau hinweggegangen, wie rauhe Hände über die schillernden Flügel eines Schmetterlings. In einer aussichtslosen Frone schleppte Lydia ihre Tage hin, rastlos schaffend, ohne eine Stunde der Erholung für Geist und Körper.

Eines Tages wurde ihr eine Dame gemeldet, die mehrere Aufnahmen wünschte. „Mit Lakai und Kammerjungfer“, berichtete der Atelierdiener, — „drei Kartons haben sie gebracht — und unten steht die Equipage.“

Die vornehme Kundin war Mia. Lydia erkannte sie sofort, trotz des köstlichen Goldtons, mit dem die Kunst ihrer Haarfarbe aufgefrischt hatte, trotz der Märchenpracht ihrer Pariser Balltoilette, trotz der verschwenderischen Menge funkelnden Gesteins als Diadem und Halsschmuck. Auch in ihr mochte wohl eine undeutliche Erinnerung an die Freundin von ehemals aufdämmern, denn sie stutzte einen Augenblick, als Lydia ins Atelier trat. Aber mitleidig lächelnd fand sie sich sogleich mit dieser Erinnerung ab. Unsinn! Dieses altjüngferliche, verdüsterte Ding! Uebrigens führte ja auch die berühmte Photographin einen ganz anderen Namen!

Dann allerdings, — als Lydia zu sprechen anfing, — diese eigenartige Klangfarbe des Organs war unverkennbar.

„Ist es möglich —?“

„Mia —!“

„Bist Du es wirklich, meine Kleine?!“ Sie schloß Lydia in ihre Arme und küßte sie auf die Stirn.

„Wenn ich das gewußt hätte! Wie hätte ich ahnen sollen, daß solche Talente in Dir schlummerten?! Ach, wie mich das

Eine Erklärung des Deutschen Flottenvereins in Sachen des Briefdiebstahls.

Der Geschäftsführer der Präsidialgeschäftsstelle des Deutschen Flottenvereins richtet an die Landes- bezw. Provinzverbände, Hauptausschüsse, Kreis- und Ortsgruppen des Vereins eine Zuschrift, die in Ergänzung des Rundschreibens vom 8. Februar d. J. auf vielfache Anfragen über die Ermittlung weiterer Tatsachen bezüglich der Täterschaft an den entwendeten Schriftstücken folgendes mitteilt:

„In unserem Bureau waren seit 4 bezw. 2½ Jahren die Brüder Oskar und Erich Janke als Registraturhülfsbeamte angestellt. Beide hatten in ihren uns eingereichten Lebensläufen erklärt, daß sie evangelisch seien. Am 26. November 1906 hat der Vater am Tage der Entlassung des beiden Jungen, seinen Sohn zum Lehrer ausbilden zu lassen, ohne daß dem Vater hieraus besondere Kosten erwachsen. Erich Janke selbst erklärte auf Befragen, daß er in ein Lehrerseminar nach Dresden gehen werde. Tatsächlich ist er nach seinem Austritt, wie sich jetzt herausgestellt hat, in das katholische Seminar zu Freysladt in Oesterreich gegangen.

Der ältere Bruder Oskar Janke ist bis zu dem Tage, an welchem die Entwendung der Briefe uns bekannt wurde, auf unserem Bureau beschäftigt geblieben.

Als der Briefdiebstahl entdeckt war, zeigte Oskar Janke sich derart betroffen, daß ihm die Tat auf den Kopf zugesagt wurde. Daraufhin entfernte er sich alsbald vom Bureau und erschien auf Vorladung nicht mehr wieder. Der Vater verlangte brieflich Gehaltszahlung bis Ende März bei Vermeidung der Klage auf Gehaltszahlung und drohte ferner mit Klage wegen Beleidigung. Beide Klagen sind bisher nicht eingegangen. Die sofort angestellten Ermittelungen ergaben bisher folgendes: Von den unter der Verwahrung des Oskar Janke stehenden Briefen sind mehrere entwendet. Andere Personen kommen als Diebe nicht in Betracht. Ein verschlossenes Kuvert, in welchem der Duplikatschlüssel zu einem Fach des Geschäftsführers sich befand, ist von unbefugter Hand eröffnet. Aus dem Fache des Geschäftsführers, zu welchem jener Schlüssel paßte, ist ein Kuvert mit wertvollen Marken entwendet. Gegen andere Personen als Oskar Janke besteht keinerlei Verdacht. Oskar Janke war großer Markenliebhaber.

Es ist mehrfach zur Nachtzeit Licht in den Bureauräumen des Flottenvereins bemerkt worden.

An dem Tage, als infolge starken Schneefalls die elektrischen Bahnverbindungen abgeschnitten waren, war Oskar Janke, dessen Wohnung mehr als 1½ Stunden vom Bureau entfernt liegt, als erster auf dem Bureau anwesend. Für seine so frühzeitige Anwesenheit hatte er keine Erklärung.

Als in dem eingeleiteten Strafverfahren seine Vernehmung erfolgen sollte, stellte sich heraus, daß er spurlos in dem katholischen St. Joseph-Institut zu Malkebrügge bei Gent untergetaucht war. Dabei ist hervorzuheben, daß er seinen während seiner Stellung beim Verein stattgehabten Glaubenswechsel gegen jedermann verschwiegen und auf gelegentliches Befragen bei Feststellung seiner Personalien verheimlicht hat.

Am Tage der Entdeckung des Briefdiebstahls hat noch in Gegenwart des Oskar Janke ein Gespräch stattgefunden, dessen Inhalt dem Bayerischen Kurier, wie aus einer Notiz desselben unzweifelhaft hervorgeht, wenn auch in entstellter Weise, hinterbracht ist. Es kann dies nur direkt oder indirekt durch Oskar Janke geschehen sein. Der Bayerische Kurier hat demnach nachweislich mit Oskar Janke noch nach dem Briefdiebstahl direkte oder indirekte Beziehungen unterhalten.

Oskar Janke, dessen Vater als pensionierter Eisenbahnsekretär in sehr beschränkten Verhältnissen lebt, war in früherer Zeit sehr bemüht, durch kleinere Mittel einen kleinen Mehrverdienst sich zu verschaffen. In den letzten Monaten ist er auf solchen Nebenverdienst kein Gewicht mehr.

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken: 1. Der Vater der Geb. Janke war in früheren Jahren katholisch. Bei der Heirat seiner ersten Frau wurde er evangelisch. Nach dem Tode derselben ehelichte er deren Schwester und trat im Jahre 1905 mit seinen Kindern wieder zum Katholizismus über. — 2. Bereits am 15. Oktober 1906 brachte der Reichsbote gelegentlich der Wittsuba-Affäre die Mitteilung, daß bemerkt seitens des Zentrums Enthüllungen über Reichsmarineamt und Flottenverein kommen würden. — 3. Das Würzburger Journal schrieb unter dem 12. Februar 1907 folgendes: „Die gestohlenen Briefe des Generalmajors Keim sollen, wie ein Münchener Korrespondent erfahren haben will, dem Redakteur Siebert vom Bayerischen Kurier nicht von der Diebin, sondern von einer bekannten geistlichen Persönlichkeit, die vermöge ihrer Stellung zurzeit immun ist, zugegangen sein. Das müßte demnach ein geistlicher Reichstagsabgeordneter sein.“ — Die Schwester des Eisenbahnsekretärs Janke, des Vaters der bei uns im Dienst gewesenen Brüder Janke, war längere Zeit im Hause eines Erzpriesters, der zugleich Reichstagsmitglied war, tätig. — 4. Der Redakteur des Bayerischen Kuriers hat der Staatsanwaltschaft gegenüber sein Zeugnis über den Erwerb der uns entwendeten Briefe verweigert.“